

PLATON
Der Staat

PLATON

Der Staat

Aus dem Griechischen
von Otto Apelt

Anaconda

Griechischer Originaltitel: *Politeia*.

Die Übersetzung folgt der Ausgabe *Platons Staat*.

Aus dem Griechischen von Otto Apelt. Fünfte Auflage. Leipzig:
Felix Meiner 1920 [Der philosophischen Bibliothek Band 80].

Der Verlag behält sich die Verwertung der urheberrechtlich
geschützten Inhalte dieses Werkes für Zwecke des Text- und
Data-Minings nach § 44b UrhG ausdrücklich vor.
Jegliche unbefugte Nutzung ist hiermit ausgeschlossen.



Penguin Random House Verlagsgruppe FSC® Noo1967

6. Auflage

© 2019 by Anaconda Verlag, einem Unternehmen der
Penguin Random House Verlagsgruppe GmbH,
Neumarkter Straße 28, 81673 München
Alle Rechte vorbehalten.
produksicherheit@penguinrandomhouse.de
(Vorstehende Angaben sind zugleich
Pflichtinformationen nach GPSR)

Umschlagmotiv: shutterstock / inspired-fiona
Umschlaggestaltung: Druckfrei. Dagmar Herrmann, Bad Honnef
Satz und Layout: Roland Pöferl Print-Design, Köln
Druck und Bindung: CPI books GmbH, Leck
Printed in the EU
ISBN 978-3-7306-0731-2
www.anacondaverlag.de

INHALT

ERSTES BUCH

7

ZWEITES BUCH

57

DRITTES BUCH

101

VIERTES BUCH

153

FÜNFTES BUCH

199

SECHSTES BUCH

255

SIEBENTES BUCH

303

ACHTES BUCH

349

NEUNTES BUCH

395

ZEHNTES BUCH

435

ERSTES BUCH

Sokrates erzählt

1. Gestern ging ich mit Glaukon, dem Sohne des Ariston, hin- 327 St.
ab nach dem Peiraieus, um zu der Göttin zu beten und zugleich
von dem Wunsche getrieben, die Veranstaltungen für das Fest
zu schauen, das sie ja jetzt zum ersten Male feierten. Einen
prächtigen Eindruck machte mir der Festzug der Einheimi-
schen, aber nicht minder stattlich nahm sich der Aufzug aus,
den die Thrazier veranstalteten. Nachdem wir unser Gebet ver-
richtet und unsere Schaulust befriedigt hatten, machten wir uns
auf, wieder heimzukehren. Eben hatten wir uns nach Haus in
Bewegung gesetzt, da erblickte uns aus der Ferne Polemarchos,
des Kephalos Sohn. Sofort hieß er seinen Sklaven uns nacheilen,
um uns aufzufordern, auf ihn zu warten. Als bald faßte mich der
Sklave von hinten am Gewande und sagte:
Polemarchos läßt euch sagen, ihr möchtet doch warten.
Ich drehte mich um und fragte, wo er denn selbst wäre.
Dort hinten, sagte er, ist er und kommt eben auf uns zu. War-
tet nur.
Nun gut, wir werden warten, sagte Glaukon.
Gleich darauf fanden sich Polemarchos und Adeimantos, des
Glaukon Bruder, und Nikeratos, der Sohn des Nikias, und noch
mehrere andere ein, augenscheinlich von dem Festzug her kom-
mend.
Polemarchos redete mich an: Es scheint, Sokrates, ihr seid im
Begriff, wieder nach der Stadt heimzukehren.
Deine Vermutung trifft zu, sagte ich.
Du siehst doch, sagte er, wir sind eine stattliche Zahl.
Wie sollte ich nicht?

Entweder also, sagte er, müßt ihr uns überwältigen oder hier bleiben.

Es bleibt doch wohl, sagte ich, noch *eine* Möglichkeit übrig, nämlich die, daß wir euch gütlich von der Notwendigkeit überzeugen, uns gehen zu lassen.

Solltet ihr auch imstande sein, sagte er, Leute zu überreden, die sich auf nichts einlassen wollen?

Das gewiß nicht, sagte Glaukon.

Nun gut, wir sind entschlossen, uns auf nichts einzulassen: darauf müßt ihr gefaßt sein.

328 St. Da sagte Adeimantos: Am Ende wißt ihr gar nicht, daß heute abend ein Fackelrennen zu Pferde stattfinden wird zu Ehren der Göttin?

Zu Pferde? sagte ich. Etwas ganz Neues. Sie werden also, um die Wette reitend, die Fackeln, die sie halten, einer dem andern übergeben? Oder wie meinst du es?

Eben so, sagte Polemarchos. Zudem werden sie auch noch eine Nachtfeier veranstalten, die es sich lohnt anzuschauen. Wir werden uns also nach der Mahlzeit aufmachen und der Nachtfeier zuschauen. Dort werden wir auch viele junge Leute antreffen, mit denen es eine rege Unterhaltung geben wird. Kurzum, ihr müßt bleiben und jeden anderen Gedanken aufgeben. Da sagte Glaukon: Nun, es geht wohl nicht anders, wir müssen wohl bleiben.

Gut denn, sagte ich, wenn du meinst, müssen wir uns eben fügen.

2. So gingen wir denn nach dem Hause des Polemarchos, wo wir den Lysias antrafen und den Euthydemos, die Brüder des Polemarchos, zudem auch noch den Thrasymachos aus Chalcedon und den Paianier Charmantidas und den Kleitophon, den Sohn des Aristonymos. Auch der Vater des Polemarchos, Kephalos, befand sich im Hause. Er kam mir sehr gealtert vor seit der allerdings etwas längeren Zeit, wo ich ihn zum letzten Male gesehen hatte. Er saß bekränzt auf einem Sessel, gelehnt an ein Kopfkissen; denn er hatte eben im Hofe ein Opfer vollzo-

gen. Wir nahmen also neben ihm Platz; denn es standen dort im Kreise herum eine Anzahl Stühle. Sobald Kephalos meiner ansichtig ward, begrüßte er mich mit den Worten:

Wie selten, mein Sokrates, kommst du herab nach dem Peirai-eus; und doch, wie erwünscht wäre dein Kommen. Ja, wäre ich noch in der Lage, ohne Schwierigkeit nach der Stadt zu gelangen, dann hättest du es nicht nötig, hierher zu kommen, sondern ich würde zu dir kommen. So aber müßtest du häufiger hierher kommen. Denn glaube mir: je mehr ich allmählich absterbe für die Reizungen der körperlichen Lust, um so stärker macht sich anderseits das Verlangen nach geistig anregender Unterhaltung und die Freude daran geltend. Schlage mir also die Bitte nicht ab, sondern suche unbeschadet deines Verkehrs mit deinen (athenischen) Jünglingen auch uns hier fleißig auf, uns, deine Freunde und Herzensverwandten.

In der Tat, sagte ich, mein Kephalos, unterhalte ich mich sehr gern mit hochbetagten Männern. Denn es steht mit ihnen, glaube ich, ähnlich wie mit Leuten, die uns einen Weg vorausgegangen sind, den auch wir vermutlich gehen müssen; wir müssen uns von ihnen über die Beschaffenheit dieses Weges belehren lassen, ob er rauh und schwierig oder leicht und gut gangbar ist. So möchte ich denn auch von dir gern erfahren, wie du, auf einer so hohen Altersstufe angelangt, über das denkst, was die Dichter »auf der Schwelle des Alters stehen« nennen, ob du es nämlich für ein schwer erträgliches Daseinslos erklärst oder wofür sonst.

3. Ich will dir, erwiderte er, beim Zeus sagen, mein Sokrates, wie ich darüber denke. Häufig nämlich kommen wir, eine Anzahl Gleichalterige, getreu dem alten Sprichwort, zusammen. Die meisten von uns ergehen sich bei solchem Zusammensein in Klagen: sie sehnen sich zurück zu den Freuden der Jugend und gedenken schmerzlich der Genüsse der Liebe, der Gelage und Schmausereien und was sonst noch dahin gehört, und kommen sich unglücklich vor als wer weiß welcher Herrlich-

329 St.

keiten Beraubte, die damals ein fröhliches Leben führten, jetzt aber so gut wie gar keines. Einige jammern auch über die schmachvolle Behandlung von seiten der Angehörigen und stimmen darum Klagelieder an über das Alter als angebliche Ursache zahlreicher Leiden für sie. Mir aber, mein Sokrates, will es scheinen, als ob sie damit nicht den wirklich Schuldigen trafen. Denn angenommen, das Alter trüge die Schuld, so müßte ich doch selbst an mir die nämliche Erfahrung gemacht haben, ebenso wie alle anderen, die zu dieser Altersstufe gelangt sind. Nun bin ich aber tatsächlich schon mit manchen zusammengetroffen, mit denen es nicht so stand. Vor allem aber kann ich mich berufen auf den Dichter Sophokles. Ich war nämlich einst Zeuge, wie er von jemand gefragt wurde: »Wie, Sophokles, steht es mit dir in Hinsicht auf die Liebesfreuden? Bist du noch imstande, einem Weibe beizuwohnen?« »Wahre deine Zunge«, erwiderte er, »mein Bester. War es mir doch die größte Wohltat, davon loszukommen, als wäre ich einen rasenden und wilden Herrn losgeworden.« Das schien mir schon damals ein treffendes Wort und jetzt erst recht. Denn jedenfalls bietet uns das Alter hinsichtlich derartiger Leidenschaften zur Genüge Frieden und Freiheit. Wenn die Begierden ihre Spannkraft verlieren und nachlassen, so bewahrheitet sich jedenfalls das Wort des Sophokles: man ist so glücklich, von vielen rasenden Gewaltherrschern befreit zu sein. Es ist aber eine und die nämliche Ursache, auf die sowohl *diese* Übel wie auch jenes Mißverhältnis zu den Angehörigen zurückzuführen sind: nicht etwa das Alter, mein Sokrates, sondern die Gemütsart der Menschen. Sind sie nämlich gesetzt und verträglich, dann hat auch das Alter für sie nur geringe Beschwerden; wo nicht, so wird Alter wie Jugend in gleicher Weise zur Last für den Betreffenden.

4. Voller Freude über diese Worte und von dem Wunsche be-seelt, noch mehr von ihm zu hören, suchte ich ihn anzuregen und sagte: Wenn du so sprichst, mein Kephalos, werden, glaube ich, die meisten dir das nicht gelten lassen, sondern werden

glauben, die Leichtigkeit, mit der du das Alter trägst, habe ihren Grund nicht in deiner Gemütsart, sondern in dem Besitz eines großen Vermögens. Denn die Reichen, so heißt es, verfügen über vielerlei Erleichterungsmittel.

Ja, du hast recht, sagte er, sie lassen es mir nicht gelten. Und an ihrer Behauptung ist auch etwas, nur nicht so viel, als sie meinen. Vielmehr ist hier das Wort des Themistokles, mit dem er jenem Seriphier Bescheid tat, wohl am Platze. Als dieser sich nämlich in Schmähungen gegen ihn erging und sagte, er verdanke seinen Ruhm nicht sich selbst, sondern der Stadt, antwortete er: »weder würde er selbst (Themistokles) als Seriphier berühmt geworden sein, noch jener als Athener«. Und das Nämliche kann man mit Recht auch von denen sagen, die nicht reich sind und das Alter als eine Last empfinden. Denn auch der anständig Gesinnte wird, wenn von Armut gedrückt, das Alter nicht leicht ertragen, während anderseits der nicht anständig Gesinnte, auch wenn er es zu Reichtum gebracht hat, niemals zum Frieden mit sich selbst gelangen wird.

330 St.

Hast du denn, sagte ich, mein Kephalos, dein Vermögen zum größeren Teil ererbt oder selbst hinzuerworben?

Mit dem Zuerwerben, sagte er, mein Sokrates, hat es bei mir nicht viel auf sich. Mit meiner Erwerbskunst halte ich die Mitte zwischen meinem Großvater und meinem Vater. Denn mein mir gleichnamiger Großvater hatte ungefähr soviel Vermögen ererbt, als ich jetzt besitze, und vergrößerte es um ein Vielfaches, Lysanias aber, mein Vater, brachte es wieder herunter, noch unter den jetzigen Stand; ich aber bin zufrieden, wenn ich es den Meinigen nicht geringer hinterlasse, sondern um ein wenig größer, als ich es bekommen.

Der Grund meiner Frage, sagte ich, war folgender: Ich hatte den Eindruck, als machest du dir aus dem Gelde nicht sonderlich viel. Das aber ist in der Regel bei denen der Fall, die es nicht selbst erworben haben. Wer es selbst erworben hat, der schätzt es doppelt so hoch als die anderen. Denn wie die Dich-

ter ihre eigenen Gedichte und die Väter ihre Kinder lieben, so ist auch den Erwerbenden das Geld ihr Ein und ihr Alles, zunächst weil sie darin ihr eigenes Werk sehen, weiter aber auch, wie bei den anderen, wegen des Nutzens. Es ist also nicht leicht, mit ihnen überhaupt auch nur zu verkehren. Denn sie kennen nichts anderes als das Lob des Reichtums.

Du hast recht, sagte er.

5. Ja, gewiß, sagte ich. Aber noch eine Frage mußt du mir beantworten, nämlich: Was erscheint dir als das größte Gut, dessen Genuß dir der Besitz deines großen Vermögens verschafft hat?

Mit der Nennung desselben, sagte er, werde ich nicht viele Gläubige finden. Denn glaube mir, so fuhr er fort, Sokrates: wenn die Zeit heranrückt, wo der Mensch sich mit dem Gedanken an den Tod vertraut macht, da beschleicht ihn Angst und Sorge um Dinge, die ihn vorher unbekümmert ließen. Denn die landläufigen Märchen über unser Schicksal in der Unterwelt, daß, wer hier auf Erden gefrevelt hat, dort unten der Strafe verfällt, vorher nur eine Zielscheibe des Spottes, versetzen jetzt seine Seele in Aufregung und Angst, sie könnten doch am Ende wahr sein. Dazu kommt, daß er selbst, sei es infolge der Schwäche des Alters, sei es, weil er der dortigen Welt nun gleichsam schon näher gerückt ist, ein schärferes Auge hat für das, was dort vorgeht. Ganz erfüllt also von Argwohn und Furcht, macht er seine Rechnung mit sich selbst und sinnt nach, ob er gegen irgend jemand ein Unrecht begangen hat. Wer sich nun vieler im Leben begangener Freveltaten schuldig findet, fährt häufig vor Schrecken aus dem Schlafe auf wie die Kinder und lebt in quälender Erwartung. Wer sich dagegen keines Unrechtes bewußt ist, dem steht frohe und gute Hoffnung als Alterspflegerin, wie auch Pindar sagt, allezeit zur Seite. Denn in der Tat, mein Sokrates, in anmutiger Form hat er diesem Gedanken Ausdruck gegeben, daß, wer bis zum Tode ein gerechtes und frommes Leben führt, »von dem nie weicht des Herzens Labsal, die freudvolle Alterspflegerin Hoffnung, die vor allem

331 St.

der Erdensöhne unsteten Sinn lenkt«. Ein wunderbar treffendes Wort. In dieser Beziehung nun leistet meines Erachtens der Besitz eines großen Vermögens die wertvollsten Dienste, nicht jedem ohne Unterschied, wohl aber dem anständig Gesinnten. Denn daß man nicht einmal unabsichtlich jemanden täusche oder betrüge, noch auch als angsterfüllter Schuldner, sei es eines Gottes hinsichtlich irgendwelchen Opfers, sei es eines Menschen als unseres Gläubigers, in das Jenseits eingehe, dazu trägt in erheblichem Maße der Geldbesitz bei. Er hat aber auch sonst noch mancherlei Nutzen. Aber alles in allem möchte ich den genannten Punkt für den wichtigsten erklären, in bezug auf welchen der Reichtum für einen verständigen Mann, mein Sokrates, von höchstem Nutzen ist.

Das ist ein goldenes Wort, mein Kephalos, sagte ich. Aber was eben diesen Punkt, die Gerechtigkeit nämlich, anlangt, wie sollen wir es damit halten? Sollen wir sie so schlechthin als gleichbedeutend mit der Wahrhaftigkeit setzen und mit dem Zurückgeben dessen, was man von anderen empfangen hat, oder liegt die Möglichkeit vor, eben dabei zuweilen wohl gerecht, zuweilen aber auch ungerecht zu verfahren? Nimm z. B. folgenden Fall: wenn jemand von einem geistig gesunden Freund Waffen in Verwahrung genommen hat und dieser, später in Wahnsinn verfallen, sie wieder zurückfordert, so wird doch jedermann sagen, man dürfe dann dergleichen Dinge nicht zurückgeben, und der, welcher dies tut, könne nicht als gerecht gelten, ebensowenig, wenn er gegenüber einem Manne, der in solchem Zustand ist, in allen Stücken die Wahrheit sagen wollte.

Da hast du recht, sagte er.

Man bestimmt also die Gerechtigkeit nicht richtig, wenn man sagt, sie bestehe darin, daß man die Wahrheit sagt und zurückgibt, was man empfangen hat.

Da fiel Polemarchos ein mit den Worten: Doch, doch, unter allen Umständen, mein Sokrates, sofern man dem *Simonides* irgendetwie Glauben schenken darf.

Nun, gut so (daß du das Wort ergreifst), sagte Kephalos, und so übergebe ich euch denn die Rede; denn ich muß jetzt nach dem Opfer sehen.

Du setzest also mich, sagte Polemarchos, zu deinem Erben ein? Jawohl, sagte er lachend, und damit ging er ab zu dem Opfer.

Gespräch

6. SOKRATES. So gib denn, du Erbe der Rede, den Wortlaut an, wie sich Simonides deiner Behauptung zufolge richtig über die Gerechtigkeit äußert.

POLEMARCHOS. So: gerecht ist, einem jeden das zu erstatten, was man ihm schuldig ist. Mit dieser Behauptung scheint er mir recht zu haben.

SOKRATES. Nun ja, dem Simonides wird niemand so leicht den Glauben versagen; denn er ist ein weiser und göttlicher Mann. Aber was er mit dieser Äußerung meint, das ist dir, Polemarchos, vielleicht klar, mir aber ist es unverständlich. Denn offenbar meint er damit nicht das, was wir eben anführten, die Rückerstattung einer uns anvertrauten Sache an den Hinterleger, wenn dieser sie im Zustande der Unzurechnungsfähigkeit zurückfordert. Und doch ist das, was er hinterlegt hat, in gewissem Sinne immerhin etwas, was man ihm schuldig ist. Nicht wahr?

POLEMARCHOS. Ja.

SOKRATES. Aber zurückgeben darf man es nun und nimmermehr in dem Falle, daß der Rückfordernde unzurechnungsfähig ist.

POLEMARCHOS. Du hast recht.

SOKRATES. Also meint doch Simonides allem Anschein nach mit seiner Äußerung, es sei gerecht, das Schuldige zurückzugeben, etwas anderes als dies.

POLEMARCHOS. Ja in der Tat, beim Zeus, etwas anderes. Freun-

332 St.

de nämlich, meint er, seien den Freunden Gutes zu tun schuldig, niemals Böses.

SOKRATES. Ich verstehe wohl: derjenige gibt nicht das Schuldige zurück, der einem hinterlegtes Geld zurückgibt, wenn Rückgabe und Empfang zu schädlichen Folgen führen und Empfänger und Erstatter Freunde sind. Meint es Simonides deines Erachtens nicht so?

POLEMARCHOS. Allerdings.

SOKRATES. Wie nun aber? Seinen Feinden muß man es doch zurückgeben, man mag ihnen schuldig sein, was man will.

POLEMARCHOS. Ja, unter allen Umständen, was man nämlich ihnen wirklich schuldig ist. Schuldig aber ist, denke ich, der Feind dem Feinde, was ihm anerkanntermaßen gebührt, nämlich etwas Böses.

7. SOKRATES. Es hat sich also, wie man wohl annehmen darf, Simonides ein dichterisches Rätselspiel mit dem Wesen der Gerechtigkeit erlaubt. Sein Gedanke nämlich war allem Anschein nach der, das Gerechtein bestehe darin, daß man einem jeden erstattet, was ihm gebührt, als Bezeichnung aber dafür bediente er sich des Ausdrucks »das Schuldige«.

POLEMARCHOS. Sehr richtig.

SOKRATES. Nun beim Zeus, setze den Fall, es fragte ihn jemand in bezug auf die Heilkunst, was es denn sei, was diese Kunst, um ihren Namen zu verdienen, Schuldiges und Gebührendes erstatte und wem sie es erstatte, wie, denkst du wohl, würde seine Antwort lauten?

POLEMARCHOS. Offenbar: Heilmittel und Speisen und Getränke für den Leib.

SOKRATES. Und was die Kochkunst anlangt, was erstattet sie Schuldiges und Gebührendes und wem?

POLEMARCHOS. Den Speisen den Wohlgeschmack.

SOKRATES. Gut. Also nun die Kunst der Gerechtigkeit – was erstattet sie und wem, um ihren Namen zu verdienen?

POLEMARCHOS. Wenn man sich, mein Sokrates, an das Vorher-

gehende halten soll, so ist sie die Kunst, die Freunden und Feinden Nutzen und Schaden gewährt.

SOKRATES. Also den Freunden sich wohlthätig, den Feinden sich schädlich erweisen, das versteht er unter Gerechtigkeit?

POLEMARCHOS. So dünkt mich.

SOKRATES. Wer ist nun in Sachen der Gesundheit und Krankheit am meisten imstande, sich kranken Freunden wohlthätig und Feinden schädlich zu erweisen?

POLEMARCHOS. Der Arzt.

SOKRATES. Und wer den auf See Fahrenden in bezug auf die Gefahren des Meeres?

POLEMARCHOS. Der Steuermann.

SOKRATES. Und der Gerechte? Auf welchem Gebiete des Handelns und in bezug auf welche Leistung ist er vor allen anderen imstande, den Freunden zu nützen und den Feinden zu schaden?

POLEMARCHOS. Auf dem Gebiete der Kriegführung und der Hilfeleistung als Bundesgenosse, wie mir scheint.

SOKRATES. Gut. Für Nichtkranke nun, mein lieber Polemarchos, ist der Arzt doch unnütz.

POLEMARCHOS. Sehr wahr.

SOKRATES. Und denen, die nicht zur See fahren, der Steuermann.

POLEMARCHOS. Ja.

SOKRATES. Ist nun auch für solche, die nicht Krieg führen, der Gerechte unnütz?

POLEMARCHOS. Durchaus nicht, wie mich dünkt.

333 St. SOKRATES. Also auch im Frieden ist die Gerechtigkeit nützlich?

POLEMARCHOS. Jawohl.

SOKRATES. Wie auch die Landwirtschaft. Oder nicht?

POLEMARCHOS. Ja.

SOKRATES. Zur Gewinnung der Feldfrucht doch wohl.

Polemarchos. Ja.

SOKRATES. Und gewiß auch das Schusterhandwerk?

POLEMARCHOS. Ja.

SOKRATES. Doch wohl, um uns zu Schuhen zu verhelfen. Nicht wahr, das ist deine Meinung?

POLEMARCHOS. Gewiß.

SOKRATES. Wie steht es also nun mit der Gerechtigkeit? Worauf bezieht sich der Nutzen oder Gewinn, den sie uns im Frieden deiner Meinung nach gewährt?

POLEMARCHOS. Auf den Verkehr in Handel und Wandel, Sokrates.

SOKRATES. Also doch auf Gemeinschaftsverhältnisse. Oder auf was sonst?

POLEMARCHOS. Auf Gemeinschaftsverhältnisse.

SOKRATES. Ist nun der Gerechte ein guter und nützlicher Vertreter der Gemeinschaft, wenn es sich um Ziehen der Steine im Brettspiel handelt, oder ist es da nicht vielmehr der Brettspielkundige?

POLEMARCHOS. Ja, dieser.

SOKRATES. Und ist für das Setzen der Ziegeln und Steine der Gerechte ein brauchbarer und besserer Teilnehmer als der Bauverständige?

POLEMARCHOS. Durchaus nicht.

SOKRATES. Für welcherlei Gemeinschaft ist nun also der Gerechte ein besserer Teilnehmer als der Zitherspieler, so wie der Zitherspieler es ist im Vergleich zum Gerechten, wenn es sich um das Schlagen der Zither handelt?

POLEMARCHOS. Für Geldgeschäfte, wie ich glaube.

SOKRATES. Ausgenommen aber doch wohl, mein Polemarchos, den Fall, daß es sich um Verwendung des Geldes handelt für den gemeinsamen Ankauf oder Verkauf eines Pferdes. Da ist es meines Erachtens doch der Pferdekundige. Nicht wahr?

POLEMARCHOS. Offenbar.

SOKRATES. Und handelt es sich um ein Schiff, der Schiffbauer oder der Steuermann.

POLEMARCHOS. Wohl wahr.

SOKRATES. Für welche Art gemeinschaftlicher Verwendung von Silber oder Gold ist also der Gerechte brauchbarer als die anderen?

POLEMARCHOS. Wo es sich um Verwahrung und Sicherung desselben handelt, mein Sokrates.

SOKRATES. Das heißt doch wohl, wenn es sich nicht um Verwendung desselben handelt, sondern darum, daß es sicher im Kasten liegt.

POLEMARCHOS. Gewiß.

SOKRATES. Also wenn das Geld ohne Nutzen (ohne Verwendung) bleibt, dann ist die Gerechtigkeit nützlich dafür?

POLEMARCHOS. So will es scheinen.

SOKRATES. Und wenn es gilt, eine Hippe sicher zu bewahren, da ist die Gerechtigkeit von Nutzen, gemeinschaftlich und für den Einzelnen. Wenn es dagegen auf den Gebrauch ankommt, dann die Winzerkunst.

POLEMARCHOS. Offenbar.

SOKRATES. Und auch wenn es die Aufbewahrung eines Schildes oder einer Leier, ohne jede Verwendung, gilt, wirst du die Gerechtigkeit für nützlich erklären, für den Gebrauch aber die Waffenkunst und die Musikkunst?

POLEMARCHOS. Notwendig.

SOKRATES. Und so auch in allen anderen Fällen: überall ist für den Gebrauch die Gerechtigkeit nutzlos, für den Nichtgebrauch aber brauchbar.

POLEMARCHOS. So scheint es.

8. SOKRATES. Also, mein Freund, einen ernstlichen Wert hat doch die Gerechtigkeit überhaupt nicht, wenn sie nur für den Nichtgebrauch brauchbar ist. Laß uns aber folgende Erwägung anstellen. Ist nicht derjenige, welcher am meisten Geschick hat, Schläge auszuteilen im Kampfe, sei es im Faustkampf oder sonst einer Art von Kampf, auch am geschicktesten, sich dagegen zu sichern?

POLEMARCHOS. Gewiß.

SOKRATES. Und wer sich darauf versteht, sich vor einer Krankheit zu hüten, ist der nicht auch am besten imstande, (einem anderen) sie heimlich einzufloßen?

POLEMARCHOS. Mir wenigstens leuchtet das ein.

SOKRATES. Ferner ist doch auch der, welcher den Feinden ihre Anschläge und sonstigen Maßnahmen listig und diebisch abzulauschen versteht, zugleich auch ein trefflicher Wächter des eigenen Heeres. 334 St.

POLEMARCHOS. Allerdings.

Sokrates. Der geschickte Wächter einer Sache ist also auch ein geschickter Dieb derselben.

POLEMARCHOS. So scheint es.

SOKRATES. Wenn also der Gerechte geschickt ist, Geld zu behüten, so ist er auch geschickt, es zu stehlen.

POLEMARCHOS. So müssen wir wenigstens folgerichtig annehmen.

SOKRATES. Als ein Dieb also entpuppt sich der Gerechte, wie es scheint. Und darin scheint Homer dein Lehrmeister gewesen zu sein. Denn er spricht dem mütterlichen Großvater des Odysseus, dem Autolykos, seinen Beifall aus mit den Worten, er habe sich vor allen Menschen ausgezeichnet in Dieberei und Schwur. Die Gerechtigkeit wäre also nach dir sowohl wie nach Homer und Simonides eine Art Diebeskunst, wohlgemerkt zum Vorteil der Freunde und zum Nachteil der Feinde. Sagtest du nicht so?

POLEMARCHOS. Nein, beim Zeus. Aber ich weiß selbst nicht mehr, was ich sagte. Nur daran halte ich immer noch fest, daß die Gerechtigkeit den Freunden nützt und den Feinden schadet.

SOKRATES. Nennst du aber Freunde diejenigen, die einem jeden brav zu sein *scheinen*, oder diejenigen, die es *sind*, auch ohne es zu scheinen? Und ebenso die Feinde?

POLEMARCHOS. Wen man für brav hält, den wird man natürlicherweise auch liebhaben, wen aber für böartig, hassen.

SOKRATES. Täuschen sich nun die Menschen nicht in dieser

Hinsicht? Halten sie nicht viele für brav, die es nicht sind, und viele umgekehrt?

POLEMARCHOS. Das tun sie.

SOKRATES. Sie sehen in den Guten ihre Feinde, in den Schlechten ihre Freunde?

POLEMARCHOS. Allerdings.

SOKRATES. Gleichwohl aber ist es dann für diese gerecht, den Schlechten zu nützen und den Guten zu schaden?

POLEMARCHOS. Allem Anschein nach.

SOKRATES. Aber die Guten sind doch gerecht und können ihrer Natur nach kein Unrecht tun.

POLEMARCHOS. Gewiß.

SOKRATES. Nach deiner Annahme wäre es also gerecht, denen, die kein Unrecht tun, Schaden zuzufügen.

POLEMARCHOS. Nein, mein Sokrates, davon kann nicht die Rede sein. Denn jene Annahme taugt nichts, wie es scheint.

SOKRATES. Es ist also gerecht, den Ungerechten zu schaden, den Gerechten aber zu nützen.

POLEMARCHOS. Diese Annahme verdient gewiß den Vorzug vor jener.

SOKRATES. Für viele also, mein Polemarchos, nämlich für alle die, welche sich in der Beurteilung der Menschen getäuscht haben, würde sich als Forderung der Gerechtigkeit ergeben, ihren Freunden zu schaden (denn sie haben ja tatsächlich böseartige Freunde), ihren Feinden aber zu nützen (denn sie haben ja gutartige Feinde). Und mit dieser Behauptung kommen wir zum geraden Gegenteil dessen, was wir als Meinung des Simonides hinstellten.

POLEMARCHOS. Ja, das wird die unausbleibliche Folge sein. Doch laß uns die Begriffe anders bestimmen; denn es scheint, wir haben den Freund und Feind nicht richtig bestimmt.

SOKRATES. Wieso denn, mein Polemarchos?

POLEMARCHOS. Indem wir den als Freund bestimmten, der *brav scheint*.

SOKRATES. Wie soll aber die neue Bestimmung lauten?

POLEMARCHOS. Freund soll heißen, wer brav scheint und es auch ist. Der aber, welcher es nur scheint, ohne es zu sein, soll auch nur scheinbarer, aber nicht wirklicher Freund heißen. Und für den Feind soll die gleiche Bestimmung gelten. 335 St.

SOKRATES. Freund wird also, wie es scheint, nach dieser Feststellung der Gute sein, Feind aber der Schlechte.

POLEMARCHOS. Ja.

SOKRATES. Wir müssen also nach deiner Forderung einen Zusatz machen zu unserer früheren Bestimmung der Gerechtigkeit, der gemäß sie darin bestand, daß man sich den Freunden wohl­tätig, den Feinden aber schädlich erweise; jetzt nämlich müssen wir ergänzend sagen: gerecht ist, dem wirklich guten Freunde wohlzutun und dem wirklich schlechten Feinde zu schaden.

POLEMARCHOS. Diese Bestimmung scheint mir vollkommen richtig.

9. SOKRATES. Es verträgt sich also mit dem Wesen eines gerechten Mannes, überhaupt irgendeinem Menschen zu schaden?

POLEMARCHOS. Sicherlich. Den Schlechten und Feinden muß man doch schaden.

SOKRATES. Werden denn Pferde, denen man Schaden zufügt, dadurch besser oder schlechter?

POLEMARCHOS. Schlechter.

SOKRATES. Bezieht sich diese Verschlechterung etwa auf die Güte der Hunde oder auf die der Pferde?

POLEMARCHOS. Auf die der Pferde.

SOKRATES. Also auch bei Hunden, denen man Schaden zufügt, bezieht sich die Verschlechterung auf die Güte der Hunde und nicht auf die der Pferde?

POLEMARCHOS. Notwendig.

SOKRATES. Was aber Menschen anlangt, lieber Freund, sollen wir da nicht ebenso behaupten, daß, wenn man ihnen Schaden zufügt, die Verschlechterung sich auf die menschliche Güte (Tugend) bezieht?

POLEMARCHOS. Gewiß.

SOKRATES. Aber ist die Gerechtigkeit nicht menschliche Tugend (Güte)?

POLEMARCHOS. Auch das ist notwendig.

SOKRATES. Also auch die Menschen, denen man Schaden zufügt, mein Freund, müssen ungerechter werden.

POLEMARCHOS. So scheint es.

SOKRATES. Können nun die Musikkundigen durch ihre Musik-kunst andere unmusikalisch machen?

POLEMARCHOS. Unmöglich.

SOKRATES. Oder die Reitkünstler durch ihre Reitkunst andere zu Nichtreitern?

POLEMARCHOS. Nimmermehr.

SOKRATES. Nun, die Gerechten also durch ihre Gerechtigkeit andere etwa zu Ungerechten? Oder, allgemein gefaßt, die Guten durch ihre Tugend andere zu Schlechten?

POLEMARCHOS. Ganz unmöglich.

SOKRATES. Kommt es doch, denke ich, nicht der Wärme zu, Kälte zu bewirken, sondern ihrem Gegenteil.

POLEMARCHOS. Ja.

SOKRATES. Und nicht der Trockenheit, Feuchtigkeit zu bewirken, sondern ihrem Gegenteil.

POLEMARCHOS. Gewiß.

SOKRATES. So kommt es denn auch nicht dem Guten zu, zu schaden, sondern dem ihm Entgegengesetzten.

POLEMARCHOS. Allem Anschein nach.

SOKRATES. Aber der Gerechte ist doch gut?

POLEMARCHOS. Gewiß.

SOKRATES. Also, mein Polemarchos, nicht dem Gerechten kommt es zu, zu schaden, weder einem Freund noch sonst irgendeinem, sondern dem ihm Entgegengesetzten, dem Ungerechten.

POLEMARCHOS. Du scheinst durchaus recht zu haben, mein Sokrates.

SOKRATES. Wenn also jemand behauptet, es sei gerecht, einem jeden das Schuldige zu erstatten, dies aber so meint, daß der gerechte Mann dem Feinde Schaden schuldig sei, dem Freunde dagegen Nutzen, so war der nicht weise, der diesen Ausspruch tat; denn er hat nicht die Wahrheit gesagt. Denn unter keinen Umständen ist es gerecht, irgendeinem zu schaden. Das hat sich uns klar herausgestellt.

POLEMARCHOS. Ich gebe es zu.

SOKRATES. Seite an Seite also werden wir, ich und du, miteinander ankämpfen gegen jeden, der sich für das so verstandene Wort auf Simonides oder auf Bias oder auf Pittakos oder auf einen anderen von den weisen und hochbegründeten Männern beruft.

POLEMARCHOS. Auf mich kannst du jedenfalls als auf einen Mitkämpfer zählen.

SOKRATES. Aber weißt du wohl auch, auf wen vermutlich jener Ausspruch zurückzuführen ist, das Wort, es sei gerecht, den Freunden zu nützen und den Feinden zu schaden? 336 St.

POLEMARCHOS. Nun, auf wen?

SOKRATES. Ich glaube, auf Periander oder Perdikkas oder Xerxes oder den Thebaner Ismenias oder sonst einen von Machtbewußtsein erfüllten reichen Mann.

POLEMARCHOS. Sehr richtig.

SOKRATES. Gut denn. Da es sich also gezeigt hat, daß mit dem Bisherigen die Gerechtigkeit und das Gerechte nicht getroffen sind, wofür soll man denn sie sonst noch erklären?

Sokrates erzählt

10. Schon während wir noch in unserer Unterredung begriffen waren, hatte Thrasymachos wiederholt Anstalt gemacht, zu Worte zu kommen, war aber von den Nebensitzenden daran gehindert worden. Denn sie wollten sich in dem Anhören des

Gesprächs nicht stören lassen. Als wir aber, nach meinen letzten Worten, eine Pause machten, hielt er nicht länger mehr an sich, sondern krümmte sich zum Sprung zusammen wie ein wildes Tier und stürzte sich auf uns wie auf seine Beute. Ich und Polemarchos, wir waren wie betäubt vor Schreck. Er aber rief mit-ten unter uns hinein: »Was für ein elendes Geschwätz, Sokrates, ist es, an das ihr euch nun schon so lange verloren gebt! Was soll denn diese einfältige Gutmütigkeit und Nachgiebigkeit des einen gegen den andern? Nein, wenn du in Wahrheit das Wesen der Gerechtigkeit kennenlernen willst, so darfst du nicht bloß fragen und dir etwas darauf zugute tun, die Antwort des anderen zu widerlegen – denn fragen, das weißt du wohl, ist leichter als antworten –, sondern du mußt auch selbst antworten und sagen, wofür du das Gerechte erklärst; und komme mir nicht mit Redensarten wie der, es sei das Ziemende oder das Nützliche oder das Zweckmäßige oder das Vorteilhafte oder das Zu-trägliche, sondern mache deine Angaben mit voller Genauigkeit und Deutlichkeit. Denn solches Geschwätz lass’ ich mir nicht bieten.« Ich erschrak über diese Worte und bebte bei seinem Anblicke, und wäre mein Blick dem seinigen nicht zuvorgekommen, so wäre ich, glaube ich, verstummt. Aber da er durch seine eigenen Worte in heftige Aufregung geriet, so kam es, daß ich ihn zuerst ansah. So war ich denn imstande, ihm zu antworten, und sagte nicht ohne Zittern: Thrasymachos, sei uns nicht böse. Denn wenn wir, ich und dieser da, in unserer Erörterung fehlgingen, so glaube mir, es geschah wider unseren Willen. Denn gesetzt den Fall, wir suchten nach Gold, würden wir da aus freien Stücken beim Suchen solche Bücklinge voreinander machen und uns dadurch um den Fund bringen? Das würdest du doch nicht glauben. Noch viel weniger also darfst du glauben, daß wir beim Suchen nach der Gerechtigkeit, die doch tausendmal mehr wert ist als alles Gold, uns so unvernünftig voreinander bücken und nicht alles daran setzen werden, sie so klar als möglich hervortreten zu lassen. Doch ach!

mein Freund, beim Zeus, ich fürchte, wir haben nicht die Kraft dazu. Ihr also, ihr überlegenen Männer, hättet weit mehr Grund, uns zu bemitleiden als uns zu zürnen. 337 St.

11. Bei diesen Worten schlug er ein höhnisches Gelächter an und sagte:

Gespräch

THRASYMACHOS. Beim Herakles, da haben wir wieder die gewohnte Verstellung (Ironie) des Sokrates. Ich wußte es ja und sagte es den Anwesenden voraus, daß du dich nicht entschließen würdest zu antworten, sondern wieder den Nichtwissenden spielen und alles andere eher als antworten würdest, was man dich fragte.

SOKRATES. Ja, du bist weise, mein Thrasymachos, und so wußtest du denn genau, daß, wenn du jemanden fragtest, wieviel zwölf ist, und dieser Frage gleich im voraus die Erklärung hinzufügtest: »daß du mir aber, Mensch, nicht etwa sagst, zwölf sei zweimal sechs oder dreimal vier oder sechsmal zwei oder viermal drei; denn wenn du mir mit solchem Gewäsch kommst, so werde ich mir das nicht bieten lassen« – du wußtest also, denke ich, genau, daß dir niemand antworten würde, wenn deine Frage in dieser Form gestellt ward. Aber wenn er zu dir nun sagte: »Thrasymachos, wie meinst du das? Ich soll keine der von dir im voraus bezeichneten Antworten geben? Auch nicht, wenn es so steht, daß die Zwölf tatsächlich eines von diesen ist? Sondern etwas anderes soll ich sagen als das Wahre? Oder wie meinst du?« Was würdest du ihm darauf antworten?

THRASYMACHOS. Laß das gut sein. Hat denn dies mit jenem irgend etwas zu tun?

SOKRATES. Nun, das könnte denn doch der Fall sein; wenn aber auch tatsächlich keine Ähnlichkeit besteht, der Gefragte aber der Meinung ist, es bestünde eine solche, glaubst du dann, er

werde diese seine Meinung nicht ebenso bestimmt zur Antwort geben, mögen wir es ihm nun verbieten oder nicht?

THRASYMACHOS. Nicht wahr, du willst es auch so machen und eine Antwort geben, die ich mir verboten habe?

SOKRATES. Es wäre doch sehr begreiflich, wenn ich bei reiflicher Überlegung mich dafür entschiede.

THRASYMACHOS. Wie nun, wenn ich meinerseits alle diese Antworten über die Gerechtigkeit durch eine andere Antwort ersetzte, die vor ihnen allen den Vorzug verdient? Was für eine Strafe soll dann nach deinem Antrag über dich verhängt werden?

SOKRATES. Welche andere als diejenige, die gebührendermaßen der Nichtwissende über sich ergehen lassen muß? Es gebührt ihm aber zu lernen von dem Wissenden, und darin besteht die Strafe, die ich auch für mich beantrage.

THRASYMACHOS. Du machst mir wirklich Spaß. Aber mit dem Lernen ist es nicht abgetan: du mußt auch Geld zahlen.

SOKRATES. Doch wohl nur dann, wenn ich welches habe?

GLAUKON. Damit hat es keine Not. Nein, die Geldfrage, Thrasymachos, darf dich nicht hindern, zu reden; wir alle werden dem Sokrates beisteuern.

THRASYMACHOS. Nun ja, offenbar zu dem Zweck, denke ich, daß Sokrates seiner Gewohnheit treu bleiben kann, nicht selbst zu antworten, sondern andere antworten zu lassen, um dann die Worte herzunehmen und zu widerlegen.

SOKRATES. Wie könnte denn auch, mein Bester, jemand antworten, der erstens kein Wissender ist und auch nicht behauptet, es zu sein, sodann, wenn er darüber eine Meinung hat, durch das ausdrückliche Verbot eines nicht zu verachtenden Mannes daran gehindert ist zu sagen, was er für richtig hält? Du dagegen bist weit mehr in der Lage zu reden, denn du behauptest ja, es zu wissen und es mitteilen zu können. Also fort mit allen Bedenken. Erweise dich nicht nur mir gefällig dadurch, daß du antwortest, sondern enthalte auch dem Glaukon sowie den anderen Anwesenden deine Belehrung nicht vor.

338 St.

Sokrates erzählt

12. Nach diesen meinen Worten drangen auch Glaukon und die anderen in ihn, er möchte sich nicht länger weigern. Und Thrasymachos war unverkennbar von dem Drange erfüllt zu reden, um sein Licht leuchten zu lassen, überzeugt, er gebiete über eine wunderschöne Antwort. Indes gab er sich das Ansehen, als läge ihm alles daran durchzusetzen, daß ich die Rolle des Antwortenden übernehme. Schließlich aber willigte er ein und sagte dann:

Gespräch

THRASYMACHOS. Das ist eben die Weisheit des Sokrates: selbst will er nichts lehren, aber bei anderen geht er umher, um von ihnen zu lernen, und erstattet ihnen nicht einmal Dank dafür.

SOKRATES. Daß ich von anderen lerne, Thrasymachos, damit hast du recht; aber mit deiner Behauptung, ich stattete ihnen keinen Dank ab, bist du im Irrtum. Ich statte ihn ab in dem Maße, als es mir möglich ist; möglich aber ist es mir nur durch Erteilen von Lob. Denn Geld habe ich nicht. Wie gern ich aber dazu bereit bin, wofern mir einer gut zu reden scheint, wirst du sehr bald an dir selbst erfahren, wenn du erst deine Antwort gegeben hast. Denn ich müßte mich sehr täuschen, wenn du nicht gut reden wirst.

THRASYMACHOS. So höre denn: ich behaupte nämlich, das Gerechte sei nichts anderes als der Vorteil des Stärkeren. – Aber wie? Du lobst mich ja nicht. Du willst eben nicht.

SOKRATES. Erst muß ich doch verstehen, was du damit meinst. Denn jetzt weiß ich es noch nicht. Der Vorteil des Stärkeren, meinst du, sei das Gerechte. Wie meinst du das, mein Thrasymachos? Denn offenbar meinst du es doch nicht so: Wenn Pulydamas, der Faust- und Ringkämpfer, stärker ist als wir und ihm für seinen Körper das Rindfleisch vorteilhaft ist, so sei die-

se Speise auch für uns, die wir schwächer sind als er, vorteilhaft und gerecht?

THRASYMACHOS. Du bist eben unausstehlich, Sokrates, und verstehst mich in dem Sinne, der es dir am leichtesten möglich macht, meine Behauptung zu Fall zu bringen.

SOKRATES. Keineswegs, mein Bester, sondern sage nur deutlicher, was du meinst.

THRASYMACHOS. Solltest du wirklich nicht wissen, daß die Staaten teils eine tyrannische, teils eine aristokratische, teils eine demokratische Regierungsform haben?

SOKRATES. Wie sollte ich nicht?

THRASYMACHOS. Die Macht aber hat in jedem Staate eben dieses Element, das regierende.

SOKRATES. Allerdings.

339 St. THRASYMACHOS. Jede Regierung aber gibt ihre Gesetze zu ihrem eigenen Vorteil, die Demokratie demokratische, die Tyrannis tyrannische und die anderen ebenso. Durch diese Art der Gesetzgebung bekunden sie eben, daß für die Regierten dasjenige gerecht ist, was ihnen selbst (den Regierenden) vorteilhaft ist, und wer es übertritt, den bestrafen sie als einen Gesetzesverächter und Frevler. Das also ist es, mein Bester, was meiner Behauptung nach in allen Staaten gleichermaßen gerecht ist, der Vorteil der bestehenden Regierung. Diese aber hat die Macht, woraus denn bei richtiger Schlußfolgerung sich ergibt, daß überall das Nämliche gerecht ist: der Vorteil des Stärkeren.

SOKRATES. Jetzt habe ich verstanden, was du meinst; ob es aber wahr ist oder nicht, will ich erst zu erkunden versuchen. Das Vorteilhafte, mein Thrasymachos, war auch nach deiner Antwort das Gerechte, obschon du mir verbotest, es in meiner Antwort anzubringen; allerdings erhält es bei dir noch den Zusatz »des Stärkeren«.

THRASYMACHOS. Etwa ein wenig besagender Zusatz?

SOKRATES. Ob er ein viel besagender ist, ist noch nicht klar; aber das ist klar: es gilt zu untersuchen, ob du die Wahrheit sagst.

Denn da auch ich zugebe, das Gerechte sei etwas Vorteilhaftes, du aber mit ergänzendem Zusatz sagst »der Vorteil des Stärkeren«, worüber ich nicht Bescheid weiß, so gilt es, die Sache zu untersuchen.

THRASYMACHOS. So tue das nur.

13. SOKRATES. Es soll geschehen. Und so sage mir denn: Nicht wahr, du behauptest doch auch, den Regierenden zu gehorchen sei gerecht?

THRASYMACHOS. Jawohl.

SOKRATES. Sind nun die in den einzelnen Staaten Regierenden unfehlbar, oder kann es passieren, daß ihnen auch ein Fehler unterlaufen?

THRASYMACHOS. Selbstverständlich kann ihnen das passieren.

SOKRATES. Also ihre Gesetze, die Ergebnisse ihrer Gesetzgebungsversuche, fallen teils richtig aus, mitunter aber auch falsch?

THRASYMACHOS. Ich glaube wohl.

SOKRATES. Das »richtig« aber bedeutet dabei doch soviel wie »vorteilhaft für sie selbst«, das »nicht richtig« aber soviel wie »unvorteilhaft«? Oder wie meinst du es?

THRASYMACHOS. So.

SOKRATES. Was sie aber festsetzen, müssen die Regierten tun, und dies ist das Gerechte?

THRASYMACHOS. Selbstverständlich.

SOKRATES. Also gerecht heißt nach deiner Rede nicht nur, was dem Stärkeren vorteilhaft ist tun, sondern auch das Gegenteil, also was ihm nicht vorteilhaft ist.

THRASYMACHOS. Was ist das für ein Gerede, das du da vollführst!

SOKRATES. *Dein* Gerede, dünkt mich. Erwägen wir die Sache aber genauer! Täuschen sich nicht zugestandenermaßen bei der gesetzlichen Regelung dessen, was die Regierten zu tun haben, die Regierenden zuweilen über das ihnen selbst Vorteilhafteste, während doch, wie gleichfalls zugestanden, es für die Regierenden gerecht ist zu tun, was die Regierenden anordnen? Ist das nicht zugestanden?

THRASYMACHOS. Ja, ich glaube.

SOKRATES. Nun, so glaube auch, daß du damit eingeräumt hast, es sei gerecht, auch das den Regierenden und Stärkeren Unvorteilhafte zu tun, sofern die Regierenden wider Willen ihnen selbst Schädliches anordnen, für die Regierten es aber nach deiner Behauptung gerecht ist zu tun, was jene anordnen. Tritt dann nicht, mein weisester Thrasymachos, notwendigerweise eben der Fall ein, daß es gerecht ist, das Gegenteil von dem zu tun, was du sagst? Denn es wird dann doch offenbar den Schwächeren vorgeschrieben, das dem Stärkeren Unvorteilhafte zu tun.

340 St. POLEMARCHOS. Wahrhaftig, beim Zeus, mein Sokrates, das ist sonnenklar.

KLEITOPHON (einfallend). Ja, wenn du ihm als Zeuge beitrtrittst.

POLEMARCHOS. Was bedarf es da noch eines Zeugen? Thrasymachos räumt ja selbst ein, daß die Regierenden zuweilen Verordnungen treffen, die ihnen selbst schädlich sind, anderseits, daß es für die Regierten gerecht ist, danach zu handeln.

KLEITOPHON. Ja, Polemarchos, denn Thrasymachos hat erklärt, es sei gerecht, das von den Regierenden Befohlene zu tun.

POLEMARCHOS. Anderseits, mein Kleitophon, hat er erklärt, gerecht sei das dem Stärkeren Vorteilhafte. Mit diesen beiden Sätzen aber hat er weiter eingeräumt, daß zuweilen die Stärkeren den Schwächeren und Regierten befehlen zu tun, was ihnen selbst (den Regierenden) schädlich ist. Nach diesen Zugeständnissen aber wäre das, was den Stärkeren nicht vorteilhaft ist, ebensosehr gerecht wie das, was ihnen vorteilhaft ist.

KLEITOPHON. Aber er bezeichnete als Vorteil des Stärkeren doch das, was der Stärkere selbst für vorteilhaft für sich hält; das müsse der Schwächere tun und das, erklärte er, sei das Gerechte.

POLEMARCHOS. Aber so lautete seine Behauptung nicht.

SOKRATES. Das macht nichts aus. Wenn Thrasymachos es jetzt so meint, so wollen wir auf diese seine Ansicht eingehen.

14. So sage mir denn, Thrasymachos: War das, wofür du das Gerechte erklären wolltest, dasjenige, was dem Stärkeren der

Vorteil des Stärkeren zu sein *scheint*, mag es ihm nun tatsächlich vorteilhaft sein oder nicht? Sollen wir dies als deine Meinung anerkennen?

THRASYMACHOS. Keineswegs. Glaubst du denn etwa, ich bezeichne den Fehlgreifenden als Stärkeren eben dann, wann er fehlgreift?

SOKRATES. Allerdings glaubte ich, daß du es so meinst, als du zugabst, die Regierenden seien nicht unfehlbar, sondern griffen dann und wann auch fehl.

THRASYMACHOS. Du bist ein böswilliger Wortverdrehen, Sokrates. Denn, um das erste beste Beispiel zu wählen: bezeichnest du denn einen, der in der Behandlung der Kranken fehlgreift, eben insofern er fehlgreift, als Arzt? Oder wenn sich einer beim Rechnen irrt, nennst du ihn da eben dann, wann er sich irrt, in bezug auf diesen Fehler einen Rechenmeister? Und doch, denke ich, bedienen wir uns gemeinhin Wendungen wie dieser: der Arzt hat einen Fehler gemacht, der Rechenmeister hat einen Fehler gemacht und der Schreiblehrer. Tatsächlich aber macht meines Erachtens keiner von ihnen jemals einen Fehler, insofern er das ist, als was wir ihn bezeichnen. Also streng genommen – denn auch du nimmst es ja genau – begeht kein Meister einen Fehler. Denn nur wenn sein Wissen ihn im Stich läßt, greift der Irrende fehl, und insofern ist er eben kein Meister. Also kein Meister oder Weiser oder Herrscher begeht einen Fehler dann, wann er Herrscher usw. ist. Gleichwohl sagt jeder: der Arzt hat einen Fehler gemacht und der Herrscher hat einen Fehler gemacht. Und so mußst du auch meine obige Antwort auffassen. Auf den schärfsten Ausdruck gebracht, steht die Sache so: der Herrscher, insofern er Herrscher ist, macht keinen Fehler; 341 St. macht er aber keinen Fehler, so ordnet er das für ihn Beste an, und dies hat der Regierte dann zu tun. Also, wie ich gleich zu Anfang sagte, gerecht heißt: das dem Stärkeren Vorteilhaftes tun.

15. SOKRATES. So, mein Thrasymachos! Ein böswilliger Verdrehen bin ich also in deinen Augen?

THRASYMACHOS. Ja, zweifellos.

SOKRATES. Denn du glaubst, ich lege es hinterlistigerweise, um dich im Redekampf in Nachteil zu setzen, darauf ab, die Frage so zu stellen, wie ich sie gestellt habe?

THRASYMACHOS. O, ganz sicher weiß ich das. Aber es soll dir nichts helfen. Denn deine bösen Schliche bleiben nicht unbemerkt von mir, und wenn sie nicht unbemerkt bleiben, so kannst du mich durch keine Redegewalt bezwingen.

SOKRATES. Ich werde auch gar keinen Versuch dazu machen, du Hochbegnadeter. Aber damit uns nicht noch einmal solch ein Mißverständnis begegne, so gib genau an, in welchem Sinne du den Herrscher und den Stärkeren verstehst, ob nach dem gemeinhin gültigen Wortgebrauch oder im strengen Sinne, wie du ihn eben kennzeichnetest, als den nämlich, dessen Vorteil als des Stärkeren für den Schwächeren gerecht ist, so daß dieser das tun muß, was der Vorteil des Stärkeren ist.

THRASYMACHOS. Ich meine den Herrscher im allerstrengsten Sinne. Dagegen kannst du mit deinen Bosheiten und Verdrehungen vorgehen, wenn du irgend dazu imstande bist. Ich gebe dir volle Freiheit. Aber deine Kraft wird sicher versagen.

SOKRATES. Hältst du mich denn für so wahnwitzig, daß du mir den Versuch zutraust, einen »Löwen zu scheren« und einem Thrasymachos Fallen zu stellen?

THRASYMACHOS. Jetzt eben wenigstens hast du es doch versucht; aber mit deiner Sache ist es nun einmal nichts, hier so wenig wie im übrigen.

SOKRATES. Nun genug hiervon. Aber sage mir: der Arzt im strengen Sinne, wie du ihn eben bezeichnetest, ist er ein Erwerbsmann oder ein Pfleger der Kranken? Wohlgemerkt, der wirkliche Arzt ist gemeint.

THRASYMACHOS. Ein Pfleger der Kranken.

SOKRATES. Und der Steuermann? Ist der wirkliche Steuermann ein Gebieter über die Schiffsleute oder ein Mitfahrender?

THRASYMACHOS. Ein Gebieter über die Schiffsleute.

SOKRATES. Meines Erachtens kommt es dabei nicht darauf an, daß er mit im Schiffe fährt, wie er denn auch nicht als Mitfahrender zu bezeichnen ist; denn nicht in Beziehung auf das Mitfahren heißt er Steuermann, sondern in Rücksicht auf seine Kunst und seine herrschende Stellung zu den Mitfahrenden.

THRASYMACHOS. Richtig.

SOKRATES. Für jeden der Genannten, für die die Meister jener Künste Sorge tragen, gibt es doch etwas Zuträglichen?

THRASYMACHOS. Natürlich.

SOKRATES. Ist nicht die Kunst auch eben dazu da, für einen jeden das Zuträgliche zu suchen und auszumitteln?

THRASYMACHOS. Ja, dazu.

SOKRATES. Gibt es also nicht auch für jede Kunst noch etwas anderes Zuträgliches als dies, daß sie in sich selbst so vollkommen wie möglich ist?

THRASYMACHOS. Wie ist diese Frage zu verstehen?

SOKRATES. So: Gesetz, du fragtest mich, ob es für den Leib genügt, Leib zu sein, oder ob er noch sonst einer Hilfe bedarf, so würde ich antworten: ganz entschieden bedarf er einer solchen. Eben darum ist ja auch die jetzige Heilkunst erfunden worden, weil der Leib seine Mängel hat und mit dem bloßen »Leib sein« nicht auskommt. Um ihm also das Zuträgliche zu verschaffen, dazu ward die Kunst ins Leben gerufen. Hältst du diese Behauptung für richtig oder nicht?

THRASYMACHOS. Für richtig.

342 St.

SOKRATES. Wie nun also? Ist die Heilkunst selbst mangelhaft oder bedarf überhaupt irgendwelche Kunst auch nur im geringsten irgendwelcher weiteren Vollkommenheit, wie die Augen der Sehkraft und die Ohren der Hörkraft, weshalb es denn für sie noch einer besonderen Kunst bedarf, die das dafür Zuträgliche erkundet und herbeischafft? Findet sich so auch in der Kunst selbst irgendwelche Mangelhaftigkeit und bedarf eine jede Kunst noch einer anderen Kunst, die für sie das Zuträgliche erkundet, und diese erkundende wieder einer anderen derarti-

gen und so fort ins Unendliche? Oder erkundet sie selbst das Zuträgliche für sich? Oder bedarf sie weder ihrer selbst noch einer anderen, um dasjenige zu erkunden, was ihrer Mangelhaftigkeit abhelfen soll? Denn es gibt ja doch überhaupt keine Kunst, der irgendein Mangel oder Fehler anhaftete, und keiner Kunst kommt es zu, für etwas anderes das Zuträgliche zu suchen als für das, was ihrer kunstmäßigen Behandlung unterliegt; sie selbst aber ist ohne Fehl und Tadel, solange nämlich eine jede in voller Schärfe ganz das ist, was sie ist. Prüfe es denn in jenem strengen Sinn: verhält es sich dann so oder anders?

THRASYMACHOS. So, dünkt mich.

SOKRATES. Also nicht für die Heilkunst erkundet die Heilkunst das Zuträgliche, sondern für den Leib.

THRASYMACHOS. Ja.

SOKRATES. Und nicht für die Reitkunst die Reitkunst, sondern für die Pferde. Und so überhaupt keine Kunst für sich selbst, denn sie bedarf dessen ja nicht, sondern für das, was ihrer kunstmäßigen Behandlung unterliegt.

THRASYMACHOS. So scheint es.

SOKRATES. Nun, Thrasymachos, gebieten aber doch und walten die Künste über das, was ihrer Behandlung unterliegt.

THRASYMACHOS (zögernd und mit Überwindung). Ja.

SOKRATES. Keine Kunst also erkundet und verordnet das dem Stärkeren Zuträgliche, sondern das dem Schwächeren und von ihr Beherrschten.

Sokrates erzählt

Auch dies räumte Thrasymachos schließlich ein, versuchte aber erst, es zu bestreiten. Nachdem er es aber zugegeben, sagte ich:

Gespräch

SOKRATES. Nicht wahr, auch kein Arzt erkundet und verordnet, insofern er Arzt ist, das dem Arzte, sondern das dem Kranken Zuträgliche? Denn es ist doch zugestanden worden, daß der Arzt, der Arzt im strengen Sinne des Wortes, Gebieter über die Leiber ist, nicht aber Erwerbsmann. Oder ist das nicht zugestanden?

THRASYMACHOS. Doch.

SOKRATES. Auch daß der »wahre« Steuermann Gebieter über die Schiffsleute ist, nicht aber ein Mitfahrender.

THRASYMACHOS. Ja.

SOKRATES. Ein solcher Steuermann und Gebieter wird aber nicht das dem Steuermann, sondern das den Mitfahrenden und Untergebenen Zuträgliche erkunden und anordnen.

THRASYMACHOS (mit Überwindung). Ja.

SOKRATES. Also, mein Thrasymachos, auch kein anderer in irgendeiner herrschenden Stellung erkundet und verordnet, insofern er Gebieter ist, das ihm selbst, sondern das den Untergebenen und dem, wofür er selbst seine Kraft einsetzt, Zuträgliche: im Hinblick darauf und auf das, was diesem angemessen und zuträglich ist, sagt und tut er alles, was er sagt und tut.

Sokrates erzählt

16. Als unser Gespräch nun an diesem Punkte angelangt war und es allen klar vor Augen lag, daß der Begriff des Gerechten sich in das Gegenteil umgekehrt hatte, sagte Thrasymachos, anstatt zu antworten, folgendes: 343 St.

Gespräch

THRASYMACHOS. Sage mir, Sokrates, hast du eine Amme?

SOKRATES. Wieso? War es nicht eher am Platze zu antworten, als derartige Fragen zu tun?

THRASYMACHOS. Nun, weil sie nicht darauf achtet, daß du den Schnupfen hast, und dir die Nase nicht putzt, was du doch so nötig hast, da du dich, ihr zur Schande, nicht einmal in Sachen der Schafe und Hirten auskennst.

SOKRATES. Und worin soll sich das zeigen?

THRASYMACHOS. Weil du glaubst, die Schaf- und Rinderhirten hätten das Beste der Schafe und Rinder im Auge und ließen sich bei ihrem Bemühen, sie fett zu machen und zu pflegen, von irgendwelcher anderen Rücksicht leiten als von der auf den Vorteil ihrer Herren und den eigenen, und so auch von den Regierenden in den Städten – den »wahrhaft« Regierenden nämlich – glaubst, sie verhielten sich in ihrer Gesinnung gegen die Regierten irgendwie anders, als man sich Schafen gegenüber verhält, und sie sännen Tag und Nacht auf irgend etwas anderes als auf den eigenen Nutzen. Und so weit verirrst du dich hinsichtlich des Gerechten und der Gerechtigkeit und des Ungerechten und der Ungerechtigkeit, daß du nicht siehst, daß die Gerechtigkeit und das Gerechte in Wahrheit der Vorteil eines anderen (ein fremder Vorteil) ist, nämlich das dem Stärkeren und Herrschenden Zuträgliche, dagegen des Gehorchenden und Dienenden eigener Schaden. Die Ungerechtigkeit aber ist das Gegenteil: sie herrscht über die »wahrhaft« Einfältigen und Gerechten; diese aber, als Beherrschte, tun das jenem, dem Stärkeren, Zuträgliche und machen ihn glücklich durch ihren dienenden Gehorsam, sich selbst aber alles andere eher als glücklich. Daß aber der gerechte Mann allenthalben gegen den Ungerechten im Nachteil ist, das muß man sich, du einfältiger Sokrates, an folgendem klarmachen. Erstlich an dem gegenseitigen Geschäftsverkehr: wo Vertreter der beiden Sinnesarten in dieser Beziehung mit-

einander zu tun haben, da wirst du niemals finden, daß bei Beendigung des Geschäftes der Gerechte im Vorteil ist vor dem Ungerechten, sondern im Nachteil. Sodann an dem Verhalten dem Staat gegenüber: wenn es da einmal gilt, Einkommensteuer zu zahlen, bringt der Gerechte vom gleichen Vermögen mehr auf, der andere weniger; wenn es aber ans Einnehmen geht, so zieht der eine leer ab, der andere mit vollen Taschen. Und auch wenn beide ein Amt bekleiden, muß es der Gerechte erleben, daß er, ganz abgesehen von anderem möglichen Nachteil, in seinem Hauswesen geschädigt wird, weil er sich dann wenig darum kümmern kann, aus dem Staate aber keinen Vorteil zieht, eben weil er gerecht ist; zudem macht er sich auch noch bei seinen Angehörigen und Bekannten verhaßt, wenn er es nicht über sich gewinnt, ihnen Vorteile zu verschaffen wider das Recht. Für den Ungerechten aber liegt die Sache in allen diesen Punkten gerade umgekehrt. Ich meine aber den, auf den ich eben hinwies, der es versteht, das Geschäft des Übervorteilens ins Große zu treiben. Auf ihn mußst du die Aufmerksamkeit richten, wenn du ein Urteil darüber gewinnen willst, wie viel mehr es ihm persönlich Vorteil bringt, ungerecht zu sein, als gerecht. Am allerleichtesten aber wirst du dich über die Sache belehren, wenn du dich an die vollendetste Ungerechtigkeit hältst, die den Frevler zum glücklichsten Menschen macht, die von ihm Mißhandelten aber und keines Unrechts Fähigen zu den unglücklichsten. Es ist dies aber die Tyrannenherrschaft, die nicht stückweise heimlich und gewaltsam fremdes Gut, heiliges und profanes, privates und öffentliches raubt, sondern gleich im ganzen. Für jede einzelne solcher Schandtaten trifft den, der sie verübt und dabei gefaßt wird, Strafe und die größte Schmach. Denn man hat für die, die solche Verbrechen im einzelnen verüben, Namen wie Tempelräuber, Seelenverkäufer, Einbrecher, Spitzbuben und Diebe. Wenn aber jemand außer der Habe der Mitbürger auch sie selbst zu seinem Eigentum gemacht und in Knechtschaft gebracht hat, dann hört man für sie nicht jene schimpflichen Namen, sondern

344 St.

als »Glückselige« und »Gottbegnadete« leben sie im Munde nicht nur ihrer Mitbürger, sondern auch aller anderen, die von ihm Kunde bekommen haben als von einem vollendeten Meister aller Ungerechtigkeit. Denn wer die Ungerechtigkeit schmäht, tut dies nicht aus Scheu vor dem Unrecht, sondern vor dem Unrechtleiden. So hat denn, Sokrates, die Ungerechtigkeit, wenn nur gehörig im Großen verübt, etwas viel Kraftvolleres, Vornehmeres und Herrenmäßigeres als die Gerechtigkeit, und, wie ich von Anfang an sagte, das eine, das Gerechte nämlich, ist der Vorteil des Stärkeren, das andere aber, das Ungerechte ist das, was (unmittelbar) für die eigene Person Nutzen und Vorteil schafft.

Sokrates erzählt

17. Nach diesen Worten war Thrasymachos willens fortzugehen, nachdem er wie ein Bademeister einen gewaltigen Wortschwall in *einem* Gusse uns über die Ohren geschüttet hatte. Doch gaben die Anwesenden das nicht zu, sondern nötigten ihn zu bleiben und über das Gesagte Rede zu stehen. Und auch ich selbst bat ihn dringend und sagte:

Gespräch

SOKRATES. Mein hochbegnadeter Thrasymachos! Erst eine solche Rede unter uns schleudern und gleich darauf fortgehen wollen, ehe du hinreichend Aufklärung darüber gegeben oder erhalten hast, ob es sich so oder anders verhält! Meinst du denn, es handelte sich um eine Kleinigkeit, die du zu bestimmen versuchst, und nicht vielmehr um die ganze Art der Lebensführung, von deren Befolgung es für einen jeden von uns abhängt, ob er das zweckmäßigste Leben führt?

THRASYMACHOS. Bin ich denn etwa anderer Ansicht darüber?

SOKRATES. Fast scheint es so. Oder wenigstens scheinst du für uns gar kein Interesse zu haben und dir nichts daraus zu machen, ob wir bei unserer Unkenntnis dessen, was du zu wissen behauptest, besser oder schlechter leben werden. Aber, mein Bester, laß dich bereit finden, auch uns darüber aufzuklären. Was du uns, einer so stattlichen Schar, zugute tust, das wird dir keine schlechten Zinsen bringen. Und ich für meine Person wenigstens gebe dir die Versicherung, daß ich nicht überzeugt bin und nicht glaube, die Ungerechtigkeit sei gewinnbringender als die Gerechtigkeit, auch nicht wenn man ihr völlig freie Bahn läßt und sie nicht hindert zu tun, was sie will. Aber, mein Bester, mag einer auch ungerecht sein, mag er auch imstande sein, sei es versteckterweise, sei es mit offener Gewalt, Frevel zu verüben, gleichwohl überredet er mich nicht, daß dies gewinnbringender sei als die Gerechtigkeit. Und vielleicht bin ich nicht der einzige unter uns, der so über die Sache denkt. Überzeuge uns also, du Begnadeter, mit ausreichenden Gründen, daß wir im Irrtum sind, wenn wir die Gerechtigkeit über die Ungerechtigkeit stellen.

345 St.

THRASYMACHOS. Und wie soll ich dich überzeugen? Denn wenn du durch das eben von mir Gesagte nicht überzeugt worden bist, wie soll ich dir dann noch beikommen? Soll ich dir die Rede etwa in die Seele stopfen und sie dir so beibringen?

SOKRATES. Bei Gott, das laß bleiben. Aber zunächst, was du gesagt hast, dabei bleibe auch, oder, wenn du eine Änderung vornimmst, dann tue das offen und ohne uns zu täuschen. So aber siehst du doch, Thrasymachos – denn noch wollen wir mit unserer Betrachtung bei dem Vorigen verweilen –, daß du zuerst den »wirklichen« Arzt (als maßgebend für die Untersuchung) bestimmtest, beim »wirklichen« Hirten aber nicht mehr glaubtest, weiterhin an der strengen Bestimmung festhalten zu müssen; vielmehr glaubtest du, er mache, insofern er Hirt ist, die Schafe fett nicht in Rücksicht auf das Beste der Schafe, sondern

auf die eigene Schmauslust, wie ein Vielesser, der sich beim Mahle gütlich tun will, oder auch in Rücksicht auf den Verkauf, wie ein Erwerbsmann, aber nicht wie ein Hirt. Aber der Hirtenkunst (als solcher) liegt doch offenbar nichts anderes ob als dem, wofür ihr die Sorge übertragen worden ist, das Beste zukommen zu lassen. Denn, was ihre eigene Sache anlangt, so ist hinreichend dafür gesorgt, daß es damit aufs beste bestellt sei, solange sie nur ohne Abzug Hirtenkunst ist. Und so war ich denn vorhin der Meinung, wir müßten notwendig zugestehen, daß jede herrschende Stellung, insofern sie das ist, keines anderen Bestes im Auge habe als das der Beherrschten und derer, die der betreffenden Obhut anvertraut sind, mag es sich um staatliche oder private Stellung handeln. Du aber, glaubst du etwa, daß die Regierenden in den Städten, die »wahrhaften« nämlich, aus freien Stücken regieren?

THRASYMACHOS. Beim Zeus, von *Glauben* ist da nicht die Rede; ich *weiß* es ganz bestimmt.

18. SOKRATES. Wie, mein Thrasymachos? Wie steht es denn mit den anderen befehlenden Stellungen? Siehst du nicht, daß niemand sie aus freien Stücken übernehmen will, sondern daß jedermann Lohn dafür fordert, weil ja dem Befehlenden selbst kein Nutzen daraus erwachsen wird, sondern nur den Untergebenen? Denn laß dich nur noch über folgendes vernehmen: Setzen wir nicht den Unterschied der einzelnen Künste voneinander darein, daß jede eine andere Wirkungsweise hat? Und, du Begnadeter, antworte ja nicht gegen deine Überzeugung, damit wir auch wirklich zu einem Ziele kommen.

THRASYMACHOS. Nun, in der Tat, darin besteht der Unterschied.

SOKRATES. Nicht wahr, eine jede gewährt uns auch einen besonderen, nicht allgemeinen Nutzen? Z. B. die Heilkunst Gesundheit, die Steuermannskunst Sicherheit bei der Seefahrt und so auch die anderen?

THRASYMACHOS. Gewiß.

SOKRATES. Und so die Lohnkunst doch den Lohn? Denn darauf